Der Kampfplatz am Irak.

Von **Dr. Lamec Saad.**

Durch die militärischen Operationen im Irak ist das Interesse auf die Kalifenstadt Bagdad, sowie deren Umgegend, besonders auf dem Teil nach Kut-el-Amara und von hier nach der persischen Grenze zu, hingelenkt. Der ganze Irak gehört zu den elendesten und schmutzigsten Gegenden des türkischen Reiches, kein Beamter geht freiwillig dorthin, es sei denn, um sich finanziell zu „restaurieren". Dies gilt ebenso vom Innern und der Küste am Roten Meer. Als ich vor mehreren Jahren in den Dienst der Internationalen Sanitätsverwaltung trat, wurde mir für den Anfang meiner Laufbahn ein Posten am Roten Meere oder an der türkisch-persischen Grenze angeboten. Wer in den Sanitätsdienst eintrat, mußte in diesen Gegenden debütieren. Ich entschied mich für die türkisch-persische Grenze, und so schiffte ich mich eines Tages auf einem russischen Dampfer nach Alexandrette ein. Von hier ritt ich nach Aleppo und Diarbekir, um dann auf einem Floß einen ganzen Monat lang bis Bagdad den Tigris hinunterzufahren. Von Bagdad hatte ich bis nach meinem neuen Aufenthaltsorte Khanekin 28 Stunden, die ich in vier Tagen zu Pferde zurücklegte. Nach einem fast einjährigen Aufenthalte — es war Anfang April — bekam ich den telegraphischen Befehl, nach der Stadt Bedra zu gehen, um die Natur einer dort ausgebrochenen Krankheit, der seit Monaten bereits viele Menschen zum Opfer gefallen waren, zu bestimmen. Ich hatte eine sehr beschwerliche Reise bis dahin. In Bedra stellte ich das Vorhandensein der Pest fest und telegraphierte dies an die Sanitätsverwaltung in Konstantinopel. Daraufhin bekam ich Order, dort zu bleiben, um die nötigen sanitären Maßregeln vorzunehmen. Ein Major mit 300 auf Maultieren berittenen Soldaten wurde mir beigegeben. Das ganze damalige Pestgebiet reichte bis Kut-el-Amara, Imam Ali Gharbi und Scheich Said, was nun zum Kampfplatz geworden ist.

Kut-el-Amara ist ein kleiner Ort mit etwa 4000 Einwohnern und liegt 170 Kilometer von Bagdad am linken Tigrisufer. Nur durch seine Lage hatte er administrativen Wert, sodaß die ganze weite Gegend bis nach der persischen Grenze von hier aus verwaltet wurde. Demselben Grunde verdankt es jetzt seine Befestigung durch die Engländer. Das ganze Gebiet war zum größten Teil von den Beduinen der Beni-Lam und deren Unterabteilungen, wie dem Stamme der Dafni, den Ambara, den Chumeis bewohnt. Hier und da befanden sich einige Familien darunter, die zu den Fili-Kurden gehörten und vor dem persischen Gouverneur in Luristan geflüchtet waren. Die Beni-Lam sind Schiiten und große Feinde der Sunniten. Als ich einmal an ein Zeltlager heranritt und gegen den Durst Buttermilch verlangte, bekam ich ein kleines Porzellannäpfchen voll, meinen beiden Soldaten aber wurde die Buttermilch in einem hölzernen Napf gereicht, in dem die Hunde gefüttert werden. „Sehen Sie, Effendi," sagte mir der Unteroffizier, „Sie sind bei diesen Leuten besser angesehen als wir Sunniten." — Der ganze Stamm ist in größere und kleinere Zeltlager verteilt, die jede einen eigenen Scheich haben. Hauptscheichs der Beni-Lam sind die Dschendil-Familie, mit wenigen Ausnahmen lauter Galgengesichter. Die meisten sind sehr arm, sie lagern in dürftigen, gegen die Witterung nicht geschützten Zelten auf der Erde, gewöhnlich ohne jede Unterlage, Mann, Weib und Kind im schrecklichsten Schmutz, die Augen von Fliegen umlagert, in dem Eßgeschirr ungähliges Ungeziefer, daneben Kalb, Ziege und Lamm, alles vertraulich beieinander. Als meine Sanitätssoldaten ein Laken über mein Feldbett ausbreiteten, wunderten sich die Beduinen über den Luxus: „Wenn wir das hätten, würden wir uns ein Hemd daraus machen" meinten sie.

Die Beni-Lam sind durchweg hagere, dunkel- oder schwarzbraune Gestalten mit scharf ausgeprägten Zügen, stark vorspringender Nase, schwarzen, funkelnden Augen und hochgehobenen Augenbrauen. Bei den jüngeren hängen lange schwarzlockige Zöpfe an beiden Seiten der Ohren herunter. Ihre Waffen sind nichts wert, sie sind entweder veraltete Lanzenspitzen oder alte Doppelflinten, auch trugen manche Keulen. Man erzählte mir aber im Geheimen, daß sie ihre besseren Waffen zu Hause lassen, damit sie ihnen nicht von dem Militär abgenommen werden. Ebenso gefielen mir die meisten Pferde nicht. Selten trifft man dort arabische Vollblutpferde. Der persische Gouverneur von Luristan, der auf diese Gegend einen großen Einfluß ausübt, läßt den Beni-Lam überhaupt kein gutes Tier. Wenn er hört, daß ein Scheich ein edles Pferd oder Füllen hat, so schickt er sofort zu ihm und nimmt es ihm entweder für Geld, nach seiner Schätzung, oder mit Gewalt fort. Die Leute des Gouverneurs von Luristan sind infolgedessen viel besser beritten. Als ich damals unter den Beni-Lam war, sah ich nach vielem Drängen nur beim Scheich Ali Mohammed die schönste Stute in der Gegend, mit Namen Hamdanie, sie wurde auch wie sein Augapfel behütet und im Zelt bei den Frauen angebunden. Der Gouverneur von Luristan hatte dem Scheich bereits alle möglichen Angebote gemacht, die er stets mit einem „Gott behüte!" abwies.

Alle Beduinen und Einwohner, mit Ausnahme der wenigen Beamten und ihrer Familien, sind der Regierung feindlich gesinnt. Mancher Scheich sagte mir: „Möchte uns Allah selbst die Inglis (Engländer) herschicken, wenn sie uns blos von dieser Regierung befreien." — (Damit war die türkische Regierung gemeint.) Nun haben die Beni-Lam die Inglis, die sie herbeisehnten und können sie kennen lernen! Ihre Abneigung gegen die Regierung ging so weit, daß sie nicht einmal türkisch sprechen wollten. Ich traf keinen unter ihnen, der diese Sprache kannte. Als ich einmal einen sehr intelligenten, jungen Scheich fragte, warum er kein Türkisch gelernt habe, sagte er: „Am Tage der Auferstehung werden alle Menschen, selbst die Franken (Europäer) und Christen, die in den Himmel kommen, arabisch sprechen, die aber in die Hölle verstoßen werden, werden türkisch reden, deshalb lerne ich diese Sprache nicht."

Die Beduinen klagten sehr über den Gouverneur von Luristan. Trotzdem steckten manche mit ihm unter einer Decke. Seine Reiter machten oft Einfälle in der Umgegend, und das Räuberhandwerk trieb damals seine schönsten Blüten an der ganzen Grenze entlang, besonders im Frühjahr. Hierzulande heißt es: „Stehlen ist keine Schande, nur das Ertapptwerden." — Bei manchen Stämmen bekommt ein junger Mann kein Mädchen, wenn er nicht vorher Proben von seiner Geschicklichkeit im Stehlen abgelegt hat. Diese Gegenden sind daher nicht bloß unsicher wegen der wilden Tiere, Wüstenhyänen, Schlangen, Leoporden — ich selbst schoß einmal eine Wüstenhyäne und der mich begleitende Hauptmann einen jungen Leoparden —, sondern auch wegen der vielen Raubzüge, die von persischen Räubern auf türkischem Gebiet und umgekehrt an der Tagesordnung sind. Auch abgesehen von dieser unglaublichen Unsicherheit im Lande ist es unmöglich, ohne Führer zu reisen, da es keine Wege gibt und die Beduinen von Zeit zu Zeit ihre Zeltlager an andere Stellen verlegen, die nur den allernächst wohnenden Stammesgenossen bekannt sind. Da man der Hitze wegen und auch aus verschiedenen anderen Gründen sehr oft nachts reist, so ist man gezwungen, sich ganz auf die Führer zu verlassen. Diese richten sich in der Dunkelheit nach den Sternen und sind, wie ich mich oft überzeugen konnte, große Meister darin.

In dem ganzen weiten Landstrich sind nächst Kut-el-Amara nur die Orte Bedra, Zorbatie und Dschesan von Belang. Zwischen diesen gibt es überall kleine Niederlassungen und Zeltlager, denn das Land wird im Frühjahr gern von den persischen Kurden, die vom Gebirge herunterkommen, als Weideplatz benutzt. Der bedeutendste Ort ist Bedra, Sitz eines Kaimakams (Landrat). Hier trat auch die Pest zuerst auf, eingeschleppt aus dem Luristan. Der Ort liegt an einem offenen Terrain an dem Flüßchen Bedrasni, auch Gelal-Nahri genannt, das von den zwei Flüssen Gani und Gundschandschun gespeist wird. Das Flußwasser — ein anderes Trinkwasser gibt es nicht in der ganzen Gegend — ist salzig, bitter und unbekömmlich. Bei den Beduinen trinkt man daher am besten Buttermilch. Kamelmilch soll zwar den Durst stillen, schmeckt auch nicht schlecht — süß-säuerlich —, wer aber nicht daran gewöhnt ist, bekommt Durchfall. Bedra liegt auf der linken Seite des Flusses und zerfällt in zwei Quartiere, Kumkumie und Kal'a mit zusammen etwa 700 Häusern. Auf einem kleinen Raum zusammengedrängt, hat der Ort keine Möglichkeit, sich auszubreiten, zwischen den Häusern ist nicht der geringste Raum frei, es sei denn, daß es eine zerfallene Wohnung wäre. Um die Stadt herum und auf der anderen Seite des Flusses liegen sehr schöne und große Palmengärten mit einem gemischten Bestand von Feigen-, Apfel- und Pflaumenbäumen; dahinter sind große bebaute Aecker, die unter anderen wirtschaftlichen Verhältnissen immense Erträge abgeben würden. Die Einwohnerzahl wurde damals auf 3500 Seelen geschätzt, alles Schiiten, ausgenommen vier oder fünf Beamte mit ihren Familien, die Sunniten waren; eine andere religiöse Sekte gibt es nicht. Die Wohlhabenden treiben Ackerbau, der Rest, gewöhnlich im Besitz von zwei oder drei Eseln, vermittelt den Verkehr nach Kut-el-Amara, Greibe, Scheich Said, Imam Ali Gharbi, Mendeli und dem Luristan. Einen Basar gibt es nicht, nur ein paar Läden von Tuchhändlern und Krämern.

Eine große Anzahl von Häusern besitzt in der Mitte einen inneren Hof, welcher gewöhnlich als Stallung dient; sämtlicher Mist der Tiere ist hier aufgespeichert. Niemand in all den Ortschaften besitzt einen Abtritt, man begibt sich auf die Dächer; hier schläft man auch im Sommer, dann fegen die besseren Bewohner allen Unrat in eine Ecke zusammen, im Winter bleibt er natürlich auf den Dächern liegen, bis ein ordentlicher Regen kommt und ihn wegspült. Dazu herrschte — es war im Mai — eine erdrückende Hitze — Mittags + 26 R. Unter so unglünstigen hygienischen und klimatischen Verhältnissen ist es begreiflich, daß man selten ein vollkommen gesundes Gesicht sieht. Zwei Krankheiten fordern jedes Jahr viele Opfer, der Typhus und das Wechselfieber. Dazu wird in Abständen von mehreren Jahren die Pest aus Persien eingeschleppt, wo sie endemisch sein soll. Es kommen nämlich jeden Winter verschiedene Stämme aus Persien auf türkisches Gebiet, um Weide für ihre Tiere zu suchen, besonders zwischen dem Paß Teng und der Gegend Gyrbal. Außerdem kamen fast alle Tage von der persischen Grenze Leute, um ihr Getreide in der Mühle bei Bedra zu mahlen.

Der wichtigste Ort nächst Bedra ist Zorbatie. Hier residiert ein Mudir (Unterpräfekt). Die Einwohnerzahl beträgt 2000 Seelen. Auch Zorbatie ist von schönen Gärten umgeben. Im Uebrigen ist der Ort ebenso schmutzig wie Bedra. Als ich in Zorbatie dem Mudir meinen Gegenbesuch machen wollte, fragte ich den Gendarmen an der Tür, ob der Bei zu Hause sei: „Jawohl," erwiderte dieser, „in diesem Loche wohnt er." — In der Tat mußte ich zwei Pferdeställe passieren, bis ich in den Hof kam, wo der Chef der Behörde zu sitzen und zu schlafen pflegt. Er war gerade beim Zählen und Sortieren der Münzen, die er von der Schafsteuer einkassiert hatte.

In dritter Linie kommt Dschesan mit etwa 1000 Einwohnern. Diese sind durchweg Araber, Schiiten. Die Frauen sollen ausnahmsweise sehr hübsch sein. Ein 30 Meter breiter Graben, der stagnierendes Wasser enthält, umgibt den Ort. Die Straßen sind voll von Misthaufen, außerdem sieht man viele zerfallene Lehmhäuser. Die Gärten taugen nichts wegen Wassermangel, die Einwohner von Bedra lassen ihnen keines zukommen. Es gibt hier nur einen sogenannten Kanal, während Bedra deren 80 hat.

Da ich in den Ortschaften nicht wohnen wollte, schlug ich auf dem offenen Felde vor Zorbatie mit meinen 300 Soldaten die Zelte auf. Für mich wurde eine vier Meter lange Hütte aus Lehm hergerichtet, die nach zwei Seiten offen und der Kühle halber einen Meter tief in den Boden hineingebaut war. Das Dach bestand aus Palmenzweigen, und an beiden Seiten waren Wände aus trockenen Gräsern angebracht, um der Luft Durchzug zu gewähren. Die Luft war hier viel besser, namentlich war es ein schönes Gefühl, unter freiem Himmel zu schlafen und nur die Sterne und den Mond über sich zu haben. Die Ansteckungsgefahr vor der Pest war auch geringer als in den schmutzigen Häusern.

Ich war froh, als nach fünf Monaten die Pestepidemie überall erloschen war und ich auf meinen Posten in Khanekin zurückkehren konnte. Was ich in der Zeit an Entbehrungen ausgestanden habe, wie oft ich in Lebensgefahr war, kann nur der verstehen, der diese gottverlassenen Gegenden gesehen hat. Auch dienstlich hatte ich die größten Schwierigkeiten. Wie überall sind die Einwohner Feinde jeder sanitären Maßregel, sie betrachten alles als eine Belästigung und weisen jede ärztliche Hilfe ab, da sie mehr Vertrauen zu ihren Priestern, Barbieren oder zu den alten Weibern haben.

Bei guter Verwaltung, Anlage von Straßen und Eisenbahnen, ließe sich aus diesen Gegenden vieles machen. Das wissen auch die habgierigen Inglis. Ihr Auge ruht schon längst auf dem Irak und Mesopotamien. Bagdad zu besitzen, war von jeher ihr Streben. Aber wie die Türken sagen: „Inschallah, iama iok!" — so Gott will, wird es nicht werden!

Kriegs-Ostern.

Tiefinnen die heimlichen Quellen streben
und drängen empor aus der Erde Schoss, —
das ist das heilige ewige Leben, —
das will zur Sonne, — das ringt sich los.

Durch krachende Schollen, durch berstende Eise,
durch Wind und Wetter und Winterqual, —
und dann auf einmal ein Läuten leise,
im Veilchensamt lacht der Frühling im Tal . . .

Auch innen im Herzen sind heimliche Quellen; —
verschüttet der Kummer sie einmal zur Nacht,
sie treiben und drängen, sie wogen und schwellen
empor sich zum Leben mit siegender Macht.

Es kann ja kein Herz die Verzweiflung fassen,
und immer in Nacht nur und Trübsal gehn,
es kann kein Herz von der Hoffnung lassen,
einmal wieder — muss Licht es sehn!

So komm denn Ostern! — Die Flammenmale
des Krieges brennen noch immer so rot.
Dennoch — bis in die stillsten Tale
wandert die Hoffnung — und lenzt und lobt.

Die Zuversicht ist ja nicht umzubringen.
Ostern, Ostern, o füg, o füg
dazu die Gewissheit: — es wird gelingen
Deutschlands endlich-unendlicher Sieg!

Eugen Stangen.

Unterredung mit dem König von Griechenland.

Von **Emil Ludwig.**

Athen, 7. März.

König Konstantin empfing mich im Schloß, einem schönen weißen Palais, das er sich als Kronprinz gebaut hat, nicht in jenem großen, etwas langweiligen Bau in Mitte der Stadt. Das Palais liegt im blühenden Garten, etwas rückwärts, und macht eher den Eindruck einer großen vornehmen Villa. Es ist außen griechisch, aber innen englisch. Seine Räume sind prunklos und wohnlich. Ich sah in einem kleinen Vorzimmer, das voll von Büchern stand, zwei kleine Bilder einander gegenüber hängen, die ungewollt die Neutralität ihres Herrn betonten: auf der einen Seite Nelson und Wellington als Stiche im romantischen Geschmack des beginnenden 19. Jahrhunderts, auf der anderen Seite der Kaiser als Garde du Corps mit einer Unterschrift zur Erinnerung an die Dienstzeit des Königs in Berlin. Auf einer stillen, weißen Marmortreppe, auf der mich der Oberhofmarschall emporführte, lag ein blauer Teppich, die Farbe des Landes andeutend.

Der Herr des Landes sitzt in einem hohen Eckzimmer; er trägt auf der hohen Gestalt eines völlig genesenen Mannes einen von Stirn und Augen beherrschten Kopf. Der Blick geht durch das breite Fenster vor ihm über den Park des Schlosses bis zur Akropolis, deren unsterbliche Säulen, wie vor Jahrtausenden, in die Bläue ragen. Im Wesen und der Gestalt dieses Griechenkönigs scheint nichts einen Uebergang aus jener Zeit zu bedeuten, wie er etwa von einem romantischen Schwärmer auf dem Thron angestrebt werden könnte. In Haltung und Auftritt, in Auffassung und Rede glaubt man vielmehr einen Realisten zu erkennen, in dem die Kühle realistischer Naturen durch ganz ungewöhnliches Feuer ausgeglichen wird. Die Hurtigkeit seines Denkens, die Gelenkigkeit seiner Auffassung, dies jugendliche Feuer, die überraschende Freiheit und Rückhaltlosigkeit der Urteile vor allem aber über Feind und Freund, gaben mir das Gefühl, hier nicht nur einem vorsichtigen Politiker gegenüber zu sitzen, sondern auch einem aufrichtigen Soldaten. Denn vor allem ist König Konstantin Feldherr und Soldat, er weiß es und ist stolz darauf.

„Ich bin," sagte er, „selbst Armeeführer gewesen und kann voraussehen, welche Schwierigkeiten die Entente auf der schmalen Basis von Saloniki erwarten, auch wenn sie, wie erzählt wird, ebenso wie in Flandern, fünf Meter tief eingegraben sind. Warum die französische Regierung noch immer Saloniki zu halten sucht, verstehe ich; ich weiß auch, daß die Engländer durchaus nicht so willig waren, mitzumachen. Welche Tollheit aber, wenn ich mich ihnen anschlösse! Für mich können Gefühle nicht maßgebend sein, weder Gefühle für die einen, noch für die anderen. In Deutschland wird man gewiß nicht erwarten, daß ich wie ein Deutscher handle, ich kann nur als Grieche richtig handeln."

Ein Soldatenkönig wie er, der in zwei Kriegen sein Land verdoppelt hat, empfindet auch seine Stärke. Als ich ihm von Unterhaltungen, die ich mit griechischen Offizieren gehabt hatte, berichtete, erwiderte er lebhaft: „Ja, vom ersten bis zum letzten Mann steht die Armee ganz zu mir. Das sind Leute, die der Welt gezeigt haben, wie sie schlagen können. Ueberhebung ist es wirklich nicht, wenn ich das ausspreche, es ist eine Art preußischen Verhältnisses zwischen König und Armee, wie Sie eben sagten. Aber auch bei uns bedeutet heute die Armee das Volk. Zu Beginn des Krieges hatte es französische Sympathien, das ist in Griechenland Tradition. Aber die Entente hat inzwischen alles getan, um an Sympathien zu verlieren. Durch planmäßige Verletzung und Brüskierung unserer Freiheit hat sie die griechische Freundschaft aufs Spiel gesetzt."

An anderer Stelle wie hier bei dieser einstündigen Unterhaltung kam die Rede auf Venizelos, und es ist ein schöner Charakterzug dieses Königs, daß er gewillt ist, dem Gegner gerecht zu werden, wie es politische Denker von Welt und Reife tun. Von allem, was er über Venizelos sagte und wovon ich nur wenig wiedergeben kann, zeugte nichts vom Gefühl des getränkten Dynasten, der von seinem Minister fast verraten wurde. Wie von einem klugen Gegenspieler sprach er von ihm, nicht wie von einem zweifelhaften Diener der Krone. Der König sagte: „In politischen Dingen ist Venizelos oft phantastisch. Als Sir Edward Grey ihm als Preis des Beitritts Griechenlands ein Stück der kleinasiatischen Küste von der Ferne zeigte, erklärte er in der Kammer sofort, wir würden den ganzen Westen bis gegen Afium Karahissar bekommen, und er schilderte schon Wiesen und Schafherden, wie er sie vor sich sah."

Der König zeigte sich bei diesen Schilderungen als der Menschenkenner, als der er sich bei Beurteilung anderer Personen auch weiterhin in sehr hohem Grade erwies, und ich sah, wie eben seine Gerechtigkeit auf dieser klaren Erkenntnis fußt.

Diese Gerechtigkeit verfagt er auch nicht den Bulgaren, seinen früheren Gegnern. Falsch ist es, wenn verbreitet wird, König Konstantin brenne vor Haß gegen den alten Feind. Man kann freilich einem Griechen, dem König bis zum Bauer ebensowenig zumuten, wie einem Bulgaren, daß sie einander besonders lieben, und die Art, wie der König auf Nambaux' byzantinische Geschichte hinwies und auf die Widersprüche, die schon im 10. Jahrhundert zwischen den beiden Rassen bestanden hätten, zeigte, daß er historisches Gefühl besitzt. „Freilich könnte im einzelnen manches besser sein," sagte der König, „und ich möchte wohl, daß die friedfertige Gesinnung der bulgarischen Regierung auch bis in jene Unterorgane ihre Wirkung ausübte, die uns in den letzten Wochen durch mehrere kleine Streiche im Grenzgebiet verletzt haben. Ich erwarte aber zuversichtlich und bin überzeugt, daß die Bulgaren, sobald sie ihre Feinde aus meinem Land getrieben, Griechenland verlassen werden."

Als ich dem König erzählte, wie sehr er selbst in Deutschland populär wäre, lachte er und sagte: „Der „Punch" hat mich im altgriechischen Kostüm, im Stil der alten Vasen gezeichnet, wie ich, vom Kaiser und der Britannia an zwei Seilen gezerrt, auf den Füßen schwanke. Das ist zwar amüsant, aber falsch, denn ich habe nie geschwankt. Wir können nur neutral bleiben. Sie meinen, die Entente könnte nach einer Vertreibung aus Saloniki zu schärferen Gewaltmaßregeln greifen? Nun, seit einigen Wochen benimmt man sich in gewissen Fragen besser als vordem. Was hätte es schließlich für einen Sinn für sie, in einem anderen griechischen Hafen zu landen? Hierher, nach Athen, kommen sie jedenfalls nun und nimmer, sie werden es auch nicht versuchen."

Ich erzählte dem König, der mich mit der Frage empfangen hatte, wie es mir in diesem Lande gefalle, daß man in Deutschland über die Sicherheit der Wege hierher und die hiesige Lage eine Zeitlang mit einer gewissen Unruhe geurteilt habe. Ich kam später darauf zurück und erklärte ihm, daß man in Deutschland seit drei Wochen keine Nachrichten gehabt und die Entente übrigens zu allem für fähig halte, nach dem, was in Korfu, Chios, Kreta und Saloniki geschehen wäre. Darauf erwiderte der König: „Freilich enthält das, was geschehen ist, lauter Verletzungen des Völkerrechts und wird erst teilweise wieder ausgeglichen. Doch wird gegen Athen keiner seine Hand erheben. Die fremden Gesandten, für deren Sicherheit man bei Ihnen zu fürchten scheint, sind alle gleich meine Gäste, ein Leids darf keinem geschehen."

Der König kommt bei aller politischen Weite doch immer wieder auf militärische Dinge zu sprechen und ist bis ins Detail der Zahlen völlig orientiert, auch über entfernte Schauplätze des Krieges. Den König hat der Fall von Erzerum, mit dessen Wirkung die Entente hier sehr gerechnet hatte, äußerst kühl gelassen, da er als Militär aus der Karte ersah, wieviel tausend Kilometer Erzerum von Stambul und Bagdad entfernt liegt.

Als die Audienz beendet war, nahm ich das Bild eines Fürsten mit, den Mut und Klarheit zum Feldherrn, Natürlichkeit zum Freunde und eine ungewöhnliche politische Gradheit zum Bundesgenossen geschaffen zu haben scheinen. Er schien mir in seiner Frische und Bereitschaft frei von Eitelkeit, ein Mann, der das Leben liebt, aber den Tod nicht fürchtet.

In dem Augenblick, als ich aus dem Schloß trat, fuhr an der gleichen Pforte der französische General Sarrail in Uniform vor.

Französische Finanzen.

„Unser Geld wird gar nicht alt", lautet der Kehrreim eines bekannten deutschen Liedes. Er kennzeichnet vielleicht am besten das Prinzip, wonach die französischen Finanzen seit Jahren verwaltet werden und noch mehr das Gebaren der führenden Finanzkreise dieses Landes.

Es gibt kein nüchternes und in geschäftlichen Dingen grundehrlicheres Volk als die Franzosen, und diese Eigenschaften, verbunden mit angeborener Liebenswürdigkeit, sind es wohl auch, die den Franzosen Sympathien in der ganzen Welt verschafft hatten. Diese Sympathien haben in der Hauptsache dazu geführt, über die schweren Lehren hinwegsehen zu lassen, welche französische Eitelkeit, Herrschsucht und Selbstüberhebung so häufig in der Vergangenheit über die Welt gebracht haben, nicht so sehr, weil der Durchschnittsfranzose einen Drang zu Aggressivität gegen andere in sich fühlt, sondern weil die kleine Minorität, welche Frankreich beherrscht und die unglaubliche Unwissenheit, die über alles im französischen Volk besteht, was sich nicht um Kirchturmsinteressen dreht, es immer wieder zum Spielball gewissenloser Politiker und skrupelloser Finanzkreise gemacht hat.

Bekanntlich gefiel sich die französische Politik während der letzten 30 Jahre darin, durch finanzielle Vorteile und Anleihen Rußland an sich zu fesseln. Die Folge war, statt der erhofften Wiedererlangung Elsaß-Lothringens mit russischer Hilfe, der japanische Krieg, welcher zu der fast unbegrenzten Stärkung der Macht Japans im Osten geführt hat und wahrscheinlich der Ausgangspunkt einer unabsehbaren Bedrohung der europäischen Interessen daselbst, und der weißen Rasse überhaupt bleiben wird. Nachdem Frankreich einmal A gesagt hatte, mußte es B sagen, und so kommt es, daß kurz vor Beginn des Krieges Rußland an Frankreich etwa 22 Milliarden Francs schuldete. Zinsen für diese Anleihen wurden in der Hauptsache seit vielen Jahren nur noch durch neue Anleihen und Neudruck von Papieren befriedigt. Welches der Wert der russischen Anleihe heute ist, darauf kann sich jeder selbst ein Lied machen. Das Gerede von dem ungeheuren Reichtum Rußlands ist irreführend. Erstens befinden sich gerade die reichsten und ergibigsten industriellen und landwirtschaftlichen Bezirke Rußlands in deutschem Besitz und sodann gleicht Rußland einem großen Fabrikgebäude, dessen Inneres leer oder verwahrlost ist. Die Entwicklung der natürlichen Bodenschätze Rußlands wird Generationen in Anspruch nehmen, und zunächst eine vollständige Umwälzung der russischen Verhältnisse und eine Aenderung in der allgemeinen fremdfeindlichen Politik Rußlands zur Vorbedingung haben müssen. Damit hat es heute gute Wege und inzwischen ist Rußland rettungslos bankerott. Vor kurzem hörten wir den russischen Minister Sasanoff von einem inneren Drange zu engerem wirtschaftlichen Anschluß mit Amerika sprechen. Was davon zu halten ist, darüber geben kürzliche Aeußerungen des bekannten Bankiers, Jacob Schiff, die besten Aufschlüsse, und im übrigen bedeutet dieses Werben Rußlands um Amerika nichts anderes als eine Parallele zu den Bild in der Lebewelt, wo der ruinierte Liebhaber von der Dame seines Herzens rücksichtslos auf die Seite geschoben wird, weil aus ihm nichts mehr herauszuholen ist und ein anderer gefunden werden muß, der zahlen kann.

Die französischen Darlehen im Auslande wurden zu Beginn des Krieges auf etwas über 40 Milliarden geschätzt. Von der nach Abzug der russischen Verbindlichkeiten laufenden Hälfte, befinden sich die meisten Placierungen in der Türkei, Griechenland, Bulgarien, Serbien, Portugal und dem lateinischen Amerika, besonders in Brasilien. Als Collateral für eine Anleihe in den Vereinigten Staaten wird nur ein kleiner Prozentsatz dienen können. In die gefünderen, auswärtigen Unternehmungen der übrigen Länder, besonders wo englisches Kapital vorherrscht, haben die Franzosen kaum je einzudringen gewußt.

Die Geschichte der auswärtigen Finanzierungen Frankreichs, beginnend mit dem Panamakanal während der letzten dreißig Jahre, ist eine lehrreiche und vielfach geradezu tragische. An und für sich entsprachen dieselben zweifellos dem Bedürfnis Frankreichs, zu Unterbringen nationaler Ersparnisse auswärts zu besserem Zinsfuß, im Sinne nationaler und handelswirtschaftlicher Expansion. Die Verwirklichung dieser Idee führte jedoch hauptsächlich zur Befriedigung gewinnsüchtiger Emmissionssyndikate und einer rücksichtslosen Dividendenpolitik großer französischer Finanzinstitute, bei der es weniger auf die gebotene Sicherheit, als auf leichte Gewinne und hohe Kommissionen ankam, für die das französische Sparer-Publikum den Rücken herzuhalten hatte.

Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten hier einzugehen, über die in Frankreich jeder unterrichtet ist, über die man aber nicht gern spricht, weil dies für unpatriotisch gilt, und die Presse aus naheliegenden Gründen derartigen Besprechungen aus dem Wege geht. Es möge nur daran erinnert werden, wie Anfang 1914 die Drohung des steckbrieflich verfolgten Finanziers Rochette an den französischen Minister Caillaux, enthüllen zu wollen, in welch' rücksichtsloser Weise die französischen Sparer seit Jahren von Pariser Finanzkreisen ausgebeutet und geschädigt worden waren, auf diese Kreise denselben Effekt übte, wie etwa vor 20 Jahren in der berühmten Kammersitzung, als der bekannte Abgeordnete Delahaye von der Tribüne herunter, auf die gefüllten Banken der Deputierten hinweisend, den entsetzten Zuhörern mitteilte, daß daselbst über 200 von der Panama-Gesellschaft bestochene Abgeordnete säßen.

In Wirklichkeit hatte das Finanzgebaren der führenden Kreise Frankreichs dazu geführt, daß Anfang 1914 das Bargeld im französischen Sparstrumpf durch unverkäufliche und faule Werte so gut wie ganz ersetzt worden, daß das Publikum mit Mißtrauen und Entrüstung gegen die Emissionsbanken und Pariser „Haute finance" erfüllt war, und letztere selbst, welche die Aufnahmefähigkeit des Publikums augenscheinlich überschätzt hatten, mit unplacierbaren Wertpapieren überfüllt und zum Teil vollständig immobilisiert war, sodaß für sie der Ausbruch des Krieges fast eine Erlösung und zum mindesten ein Aufschieben der Stunde der Verantwortung bedeutete. Mit welchen Kunstgriffen einzelne große französische Banken sich nur noch hielten und gehalten wurden, darüber werden wir einmal in einem anderen Kapitel berichten.

In jene Periode fällt auch die französische Anleihe von 800 Millionen Francs, 3½ Prozent Rente zum Kurs von 92 Prozent. Auch dieses Kapitel ist lehrreich. Die fast ausschließlich auf Revanche gerichtete französische Politik der letzten 20 Jahre und die immer loseren Finanzverhältnisse, die sie bedingten, hatten zuletzt zu einem Anwachsen des Deficits auf nahezu 2 Milliarden Francs geführt, dessen Decken die Hauptaufgabe des wieder ans Ruder gelangten Ministerium, Caillaux war. Eine nationale Anleihe wurde als unvermeidlich gefunden. Zuerst sollten es 1700 Millionen sein, schließlich aber einigte man sich auf die Ziffer von 800 Millionen, da man erkannte, daß die Lage des französischen Sparmarktes kein großes Quantum zuließ. Jene Anleihe wurde anfang Juli aufgelegt. Der Welt wurde mitgeteilt, daß sie 32 Mal überzeichnet sei, doch schon fast am Tage, nachdem die Zeichnungen geschlossen waren, ging der Kurs unter den Kommissionspreis zurück. Wie sich bei Beginn des Krieges herausstellte, war in Wirklichkeit nur ein kleiner Bruchteil der Anleihe vom französischen Publikum aufgenommen worden, der Rest aber in den Händen der Banken verblieben, denen man Erleichterungen und späterhin Umtausch in 5prozentige Rente gewähren mußte, um eine Katastrophe zu vermeiden.

Die vorstehende Tatsache ist bemerkenswert, weil sie zeigt, wie es in Frankreich gemacht wird, und was von manchen Mitteilungen daselbst zu halten ist.

Zur Deckung der, durch die dreijährige Dienstzeit gesteigerten Mehrausgaben proponierte Caillaux außerdem die Einführung einer progressiven Einkommensteuer, deren Ergebnis auf nur etwa 280 Millionen Francs geschätzt wurde, trotzdem sie die höheren Einkommen bis zu 7—8 Prozent heranzog. Die indirekten Steuern und Importzölle hatten in Frankreich eine solche Höhe erreicht und alles Besteuerbare war bereits derart belastet worden, daß neue Einnahmen aus diesen durch Erhöhung der Steuer nicht mehr zu erhoffen waren. Der Minister Caillaux hatte sehr richtig begriffen, daß eine gerechte und effektiv wirkende Einkommensteuer nur möglich sei durch detaillierte Selbsteinschätzung und das Recht der Nachprüfung durch die Steuerbehörde, ähnlich wie in England und Deutschland. Hieran scheiterte jedoch das Projekt. Sein Nachfolger proponierte eine Einkommensteuer auf Grund äußerer Kennzeichen des Besitzes. Kurz gesagt, entsprach dieses System dem unausgesprochenen Wunsch der Regierung, die Steuer als politisches Machtmittel gegen andere Parteien benutzen zu können, und seinen Freunden die Möglichkeiten offen zu halten, die wir einmal seitens eines berühmten französischen Journalisten in den Worten ausgedrückt sahen, daß es in Frankreich mit dem Hintergehen des Fiskus gehe, wie mit Jagdfreveln, nämlich daß ein jeder solche begehe. Wichtiger ist, daß Frankreich aus der Einkommensteuer Summen herauszubekommen dachte, die nur einem geringen Bruchteil der aus den großen während des Krieges angehäuften Schulden entsprechen, d. h. den Zinsen von 6 Milliarden, gegen 40 Milliarden, die man seit zwei Jahren ausgab. Und dies in einem Augenblick, wo auch abgesehen vom Kriege infolge jahrelanger Politik, und abnehmender Bevölkerung die materiellen Hilfsquellen Frankreichs bereits stark gesunken sind. Mit allen diesen Umständen hängt es auch zusammen, daß Frankreich bis jetzt nur im Stande gewesen ist, eine Anleihe von 12 Milliarden Francs auszubringen, wovon ⅔ mit alten Anleihen beglichen werden konnte, also nur 8 Milliarden, und daß eben dieses Land auch heute noch im vollen Moratorium sich befindet, während Deutschland dieses überhaupt nie gehabt hat und England es nach wenigen Monaten abschaffte.

Die Grenze für ungedeckte Banknoten mußte kürzlich in Frankreich von 10 Milliarden Francs auf 13 Milliarden erhöht werden, und gleichzeitig sieht man sich daselbst genötigt, zu Goldverschiffungen zu greifen. Die Verschuldung, vor dem Krieg etwa 30 Milliarden, heute ca. 70 Milliarden, hat eine Höhe erreicht, gegen die auch im besten Falle es keine Rettung mehr gibt. Das ganze französische Finanzgebäude gleicht einer ungeheuren Pyramide, die seit langem mit wachsenden Schwierigkeiten auf der Spitze balanziert wird und die das ganze finanzielle Frankreich unter sich begraben muß am Tage, wo die entsetzlichen Folgen der Vergangenheit und noch mehr der Gegenwart zu Tage treten müssen, und sie ihr künstliches Gleichgewicht verliert.

Es ist übrigens kein Zweifel, daß auch in eingeweihten Kreisen New Yorks man sich über diese Sachlage Rechnung gibt, obwohl man nicht gern darüber spricht, und daß diese wachsende Besorgnis in dem scharfen Kursrückgang auf Paris in den letzten Tagen zum Ausdruck kommt. Eine andere Anleihe heute in Frankreich oder auch in irgend einem der kriegführenden Länder ohne Verpfändung sic